

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jedoch am nächsten Tage schon schickte der König zu ihm und ließ ihm sagen, daß er darauf brenne, ihn zu sehen, und es dauerte nicht lange, so kamen Edelleute, um mit ihm zu plaudern, und sie fanden einen netten, jovialen Jan, der herablassend die Schmeicheleien anhörte, mit denen man sich überbot. Wenn der Weihrauch ihm allzusehr in der Kehle brannte, nahm er einen herzhaften Schluck, indessen José Maria ernsthaft hinter der vorgehaltenen Hand hüstelte. Die Besucher gingen fort mit dem Entschluß, in den Salons das Lob Jans zu singen.

Der König, den auch ein paar Wellen dieser Gespräche erreichten, wurde immer begieriger, Jan zu sehen, und endlich faßte er sich ein Herz und fragte Richelieu, ob wohl etwas dagegen zu sagen wäre, wenn er Jan zu sich holen ließe, und als der Kardinal verneinte, schickte er einen Wagen mit zwölf Palaien, die Paternen trugen, in der Dämmerung nach Vincennes und ließ Jan einladen, in den Vouvre zu kommen.

Jan fand einen kleinen, aufgeregten, sommersprossigen König, der trotz seiner achtundzwanzig Jahre wie ein Jüngling aussah, mit unregelmäßigem, nichtigem Gesicht. Er saß zusammengesunken in einem ungeheuren Armsessel, während der Kardinal hochaufgerichtet, in violetter Seide, majestätisch hinter ihm stand.

Am liebsten wäre Ludwig aufgesprungen wie ein Knabe, als Jan eintrat; aber er schlug nur die Hände zusammen und sagte ungeduldig:

„Seht Euch hierher, schnell. Ich wollte Euch schon lange sehen, aber die Staatsgeschäfte... Wißt Ihr, daß man meine kleinen Untertanen mit Eurem Namen in den Schlaf schreckt? Ich finde, Ihr seht nicht aus wie ein Menschenfresser.“

Richelieu lehnte sich schwer auf die Sessellehne, und diese knarrte. Sofort bemühte sich der König, einen strengen Gesichtsausdruck zu zeigen, und fuhr fort:

„Nebrigens habe ich Grund, auf Euch erbittert zu sein! Gesteht, es war nicht hübsch von Euch, die armen Bürger so in Schrecken zu jagen! Jedenfalls habe ich mich bei dem Herrn Kurfürsten von Bayern, der mein Freund ist, über Euch beschwert. Ja — sozusagen Freund, wenn auch die augenblicklichen Umstände —“

Er brach ab, denn er fühlte, zuviel gesagt zu haben, und spielte verlegen mit seinen Fingern. Jan räusperte sich und sagte:

„Ich würde untröstlich sein, wenn Euer Majestät einen Groll gegen mich hegt.“

Aber der König erhob abwehrend die Hände:

„Nein, nein — ich ehre Euch, ich bewundere Euch. Ihr seid ein Held. Ich wünschte, immer von Selben umgeben zu sein. Bleibt noch lange bei uns!“

„Sire, der Krieg ist noch nicht zu Ende; ich bin eitel genug, zu glauben, daß man mich braucht!“

„Um so fester müssen wir Euch halten. Ist es nicht so, Eminenz? — Nebrigens, gefällt es Euch in Vincennes? Geht Euch nichts ab? Sagt immerhin, wenn Ihr etwas entbehrt. Wenn — Eminenz, der Herr Kardinal, nichts dagegen hat, könntet Ihr Euch auch in Paris ein wenig umsehen?“

Der Kardinal sagte langsam mit seiner klangvollen Stimme:

„Euer Majestät mögen immerhin bedenken, daß Herr von Werth Kriegsgefangener ist.“

Jan sah ihn fest an:

„Ich selbst wünsche keine andere Gnade, als die jedem Kavaliere zusteht.“

„Aber wenn Herr von Werth uns Kavaliersparole gibt, nicht zu fliehen?“ fragte der König schnell. „Tut mir den Gefallen, Eminenz! — Seid Ihr bereit, Herr von Werth? Gebt mir die Hand!“

„Kavaliersparole, Sire,“ sagte Jan und schlug ein. „Und gebe Gott, daß ich mein Wort besser halte als ein gewisser französischer Edelmann —“

„Wie?“ — rief der König und runzelte die Stirn. „Ihr habt Euch zu beklagen, daß —? Namen, mein Herr, Namen!“

„Der Herr Kardinal kennt den Namen.“

Ludwig wendete den Kopf und sah Richelieu fragend an. Der strich sich über den Spitzbart und zog die Schultern:

„Ich habe nicht die Ehre, Herrn von Werth zu verstehen.“

„Eminenz!“ sagte Jan lauter, als sich in Gegenwart eines Königs ziemte. „Eminenz, Ihr solltet nicht wissen, wen ich meine?“

„Den Namen, mein Herr, den Namen!“ rief der König und stand auf.

„Durante.“

„Ah, Durante,“ sagte der Kardinal leichtthin, „ich dachte, ihr wäret Freunde geworden?“

„Ja, so gute Freunde, daß wir uns den Kopf abreißen könnten, vor lauter Liebe, ohne Zweifel.“

Hierauf erzählte er dem König, während der Kardinal mit anscheinend gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, wie Durante ihm sein Ehrenwort gegeben hatte, damals in Mantua, sich ihm mit bloßem Degen zu stellen und —

„Und dieser Herr Durante hat Euch die Kavaliersparole nicht gehalten? Hört doch, Eminenz! Und Ihr sagtet doch, daß es ein verdienter Offizier wäre! Schöner Verdienst, in der Tat, den französischen Abel, Frankreich, seinen König so zu beschimpfen. Ihr müßt zugeben, Eminenz, daß ich Grund hätte, recht betrübt über diesen Schluß-

ling Eurer Eminenz zu sein. Ich finde, Ihr tötet gut, diesen Herrn Durante sofort wissen zu lassen, daß ich ihm höchst ungnädig geminnt bin."

"Er steht mit einem Regiment in Flandern, Sire."
"So schickt zu ihm, schickt zu ihm, und rasch, wenn ich bitten darf. — Herr von Werth, ich verabscheue das Duell, aber ich finde, daß in diesem Fall die Ehre des französischen Adels auf dem Spiele steht. — Also tut das Eure, Eminenz, damit die Sache aus der Welt kommt."
Richelieu sah Jan lalt an.

"Herr von Werth könnte dabei zu Schaden kommen, und es gäbe politische Komplikationen —"

"In der Tat, in der Tat, Ihr habt recht, es gäbe politische Komplikationen, wenn Herr von Werth zu Schaden käme."

"Keine Sorge," rief Jan, und sein Schnurrbart sträubte sich, "ich will ihn mit verbundenen Augen treffen. Wenn mein Degen „Durante“ hört, schlägt er von selbst zu. Außerdem will ich ein Testament abfassen und es in Eurer Majestät Hände legen, daß ich in einem Privathandel, nach eigenem Willen, umgekommen bin."

"Das geht! Nicht wahr, Eminenz?" sagte der König erfreut. "Aber laßt Euch bitten, lieber Werth, seid rücksichtsvoll und schont Euren Gegner, wenn es Euch möglich ist. Betet zur Muttergottes, daß Ihr selbst glimpflich davonkommt. Und somit gute Nacht. Ich habe noch Staatsgeschäfte — Ihr versteht. Gute Nacht. Ich bin Euch sehr gewogen!"

*

Jan bereute es, den Kardinal nicht noch mehr in Verlegenheit gesetzt zu haben, indem er in Gegenwart des Königs von Marie-Anne zu sprechen begann. In Vincennes war aber auch ein weißhaariger Abbe, ein Herr de Saint-Cyran, in Haft, den irgendwelche dunkle Ränke der Jesuiten in eine Untersuchung verwickelt hatten, die nie vom Flecke kam. Dieser Mann besuchte zuweilen Josef Maria und Jan und er erzählte eines Tages den beiden Freunden von der tiefen Abneigung, die er gegen den Kardinal hegte, indem er einige seiner Handlungen anführte, die ihn dazu veranlaßt hätten, solche Gefühle zu hegen. Es stellte sich dabei auch heraus, daß dieser Geistliche es gewesen war, der auf Geheiß des Kardinals die Gräfin Spaur mit Herrn de Jussac verbunden hatte.

Jan machte kein Hehl aus der nahen Beziehung, die er zu Marie-Anne hatte, und schwor sich, zum Könige zu gehen und ihm die Intrigen des Kardinals zu enthüllen. Denn der Abbe de Saint-Cyran hatte ihm bekannt, daß Frau de Jussac sich nicht von ihrem Schlosse bei Corbeil rühren dürfe, daß sie eine soldatische Wache habe, und daß Richelieu sicher erst zufrieden sei, wenn der Gram sie getötet hätte, was nicht lange dauern könne, und wenn ihre Reichthümer aus Mangel an Leibeserben für die Zwecke des Kardinals verfügbar würden.

"Ihr kennt den König nicht, Herr von Werth. Geht immerhin zu ihm und erzählt ihm, was Ihr wißt. Aber der König wird immer dem Kardinal mehr glauben als Euch, und ich schwöre Euch, die Lage der Frau von Jussac würde danach nur schlechter."

"Ich wäre ein Hundstott, wenn ich nicht wenigstens versuchte, ihr zu helfen," rief Jan und schlug auf den Tisch.

Seltzam, sobald sein Mitgefühl angeregt wurde, wie eben jetzt, wo es sich noch dazu um eine Dame handelte, eine hilflose Dame, für die er ein merkwürdiges scheues Gefühl der Zuneigung hatte, dann lebte er sich in dieses Mitgefühl so sehr ein, daß er rührselig wurde.

Die folgenden Tage redete er von nichts als von Marie-Anne. Er behauptete, ein Vermächtnis seines toten Weibes zu erfüllen, indem er sich an ihre Seite stellte. Und als er hörte, daß der Kardinal im Walde von Vincennes eine Fehjagd veranstaltete, ließ er sich an die Stelle des Rendezvous führen und wartete auf Richelieu. Als dieser plaudernd und heiter, inmitten eines glänzenden Schwarms von Kavaliereen heranritt, in ein schwarzes Samthabit gekleidet wie irgendein anderer Edelmann, sah er Jan schon von weitem.

"Darf ich Euch einladen, Herr von Werth," rief er, "an unserem Vergnügen teilzunehmen? — Ein Pferd für Seine Erzellenz!"

"Mir ist nicht sehr nach Vergnügen zu Sinn, Eminenz, deshalb erlaubt, daß ich Eure Einladung ablehne."

Aber ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr mir Gelegenheit geben wolltet, zwei Worte mit Euch zu sprechen."

"Doch nicht jetzt?"
"Eben jetzt. Es betrifft eine gewisse Dame —"
"Entschuldigt, aber —"
"Eine gewisse Dame, die wir beide kennen —"
Richelieu wandte sich zu seinem Gefolge und rief: "Einen Augenblick," und ritt ein wenig aus dem Schwarm heraus.
"Herr von Werth, ich kann Euch nicht verfehlen, daß Ihr besser tötet, Euch um gewisse Dinge nicht zu kümmern. Schon daß Ihr neulich vor Seiner Majestät dem König —"

Jan fiel ihm wieder ins Wort, denn er war wütend, daß er so am Steigbügel des Kardinals stand.

"Eminenz, Ihr müßt mir schon erlauben —"
Aber auch Richelieu wurde lebhaft.
"Schließlich habe ich Euch nichts zu erlauben, mein Herr. Aber hütet Euch, daß nicht auch ich alte Rechnungen aufschlage — sehr alte Rechnungen, auf denen sehr alte Posten gebucht stehen, mein Herr."

"Ihr müßt bedenken, Eminenz, daß Jan de Werth vor Euch steht, Ihr versteht doch — Jean de Werth, also ein Mann, von dem Ihr am besten wissen könnt, daß er vor dunklen Drohungen sich nicht fürchtet. Daher scheint es mir am besten zu sein, wenn wir ein wenig bei der Sache bleiben, und die heißt Spaur oder Jussac, wie es Euch beliebt."

Der Kardinal klopfte seinem Nappen den glänzenden Hals und legte zwei Mähnensträhnen zurecht, die in Unordnung geraten waren. Sein Gesicht wurde kühl und leer, gefangeweist sogar.

"Wenn Ihr Frau de Jussac meint, nun wohl, so weiß ich nicht, was ich —"

"Eminenz!"
"Herr von Werth? — Frau de Jussac ist verehelicht, wendet Euch an Herrn de Jussac. Allerdings glaube ich nicht, daß er Euren Besuch annehmen wird, denn er ist schwer leidend."

"Ah so! Ich verstehe, und zum Ueberflus hat Ihr eine Wache in das Schloß gelegt, damit kein Unberufener hineinkommt!"

"Ich? Herr von Werth, Ihr überschätzt meine Sorge um — Bagatellen."

"Aber vielleicht geruht Ihr, Euch herabzulassen, gerade diese Bagatelle —"

"Bedenkt, ich kam hierher, um den Hirsch zu jagen!"

"Sofort! — Darf ich erwarten, daß ich einen Geleitschein erhalte, mit dessen Hilfe ich Frau de Jussac besuchen kann?"

"Um eine Dame zu besuchen — einen Geleitschein? Ihr scherzt! Bittet Herrn de Meilleraye, den Kommandanten in Vincennes um einen halben Tag Urlaub; weiter braucht Ihr nichts, um nach Corbeil zu reiten."

"In der Tat nicht?"
"Nein. Das heißt — wenn Ihr mehr brauchen solltet, so bin ich nicht in der Lage, Euch zu dienen."

Er lächelte und wendete um.

"Ach, Eminenz," sagte Jan und lächelte auch, "so weit unsere Bekanntschaft zurückreicht, glaube ich doch, Ihr kennt mich nicht. Der Werth hat sich noch immer durchgebissen, er wird's auch diesmal tun."

"Versucht's!"

Der Kardinal hob grüßend die Hand und rief seinem Gefolge zu:

"Voran, ihr Herren!"

Sofort bliesen die Hörner, und die Kavaliere sprengten in kurzem Galopp davon.

(Fortsetzung folgt.)

Abraham Lincoln.

Zum 50. Gedenktage seines Todes (14. April).
Von Dr. R. Stäbe (Weipzig).

Die Geschichte pflügt die Tage zu betonen, an denen sich gestaltende Mächte, zukunftsreiche Kräfte in großen Taten offenbaren. Es sind die Siegestage im Leben der Völker, die der Welt die Gewißheit geben, daß der Heroismus höchste geschichtliche Wirklichkeit und Macht ist. Wir erfahren das heute im eigenen größten Erleben. Daneben aber zeigt die Geschichte Tage, die in tiefes Dunkel gehüllt sind, Tage, die eine Macht des Bösen im Völkerleben enthalten, die betäubend und lärmend auf die Zeit-

genossen wirkten, und die für alle Zukunft bister bleiben. Wo eine Persönlichkeit mit einziger Einsicht und Kraft ihre Ziele beherzichte und aufbaute, wo sie allein die schwierigsten Aufgaben einer verworrenen und erschütterten Lage bewältigen konnte, da hat sich mehrfach die große Tragödie wiederholt, daß der Held mitten in der Bahn zu Fall kommt, daß er sein Werk unvollendet zurückläßt, das niemand aufnehmen und fortführen kann. Freilich haben die Größten von der eigenen Kraft soviel in ihr Werk gelegt, daß es, einem inneren Befehl folgend, weiterlebt, daß der körperliche Genius in ihm fortwirkt.

Zu solchen dunkeln Tagen gehört der 14. April 1865. An ihm fiel Abraham Lincoln in dem Augenblick einer Nordtadt zum Opfer, als er eben daran ging, die Union Nordamerikas, die er siegreich in dem überaus blutigen Sezessionskriege (1861 bis 1865) behauptet hatte, nun auch innerlich durch veröhnende Gerechtigkeit und innere Ordnung auszubauen. Niemand außer ihm war dazu in vollem Maße fähig. Der praktische klare Blick, die unbedingte Ehrlichkeit seines Willens, vor allem die unantastbare Lauterkeit und menschliche Hoheit seines Wesens hoben ihn hoch empor über die leidenschaftlichen Gegensätze und den Kampf der praktischen Interessen, die den Norden und den Süden der Union trennten.

In der langen Reihe der Nachfolger des großen und edlen George Washington ist keiner, der ihm an politischer Begabung und an sittlich-menschlichem Wert so nahe steht, wie der schlichte, launere Farmerjohn Abraham Lincoln. Was Washington, der seines Volkes staatliche Ehrendienste errungen und gesichert hatte, als sein politisches Testament nach seiner zweiten Präsidentschaft in dem berühmten „Abschied“ vom 19. September 1796 geraten hatte: „Ermutigt nicht den Parteigeist, bestrebt Euch auf's äußerste, ihn zu mäßigen. Wahrt Treu und Glauben gegen alle Nationen. Kein leidenschaftlicher Haß, keine leidenschaftliche Zuneigung gegen eine Nation, seid Amerikaner und seid Euch selbst treu.“ das ist in Lincolns Werk unter schwierigsten inneren Verhältnissen behauptet worden.

Abraham Lincoln gehört zu den ganz seltenen Größten, die aus elementarer Kraft und Begabung das Größte leisten, ohne je die Möglichkeit gehabt zu haben, in ruhigen und arbeitsamen Jugendjahren sich die Voraussetzungen anzueignen, soweit Kenntnisse für ihr Wirken in Frage kommen. Er war völlig aus dem Eigenen geworden, ist sein eigener Bildner und Lehrer gewesen und hat dadurch jene frische, geniale Unmittelbarkeit selbstgewachsener Naturen behalten. Geboren am 12. Februar 1809 auf einer Farm in Kentucky, wo sich um 1780 sein Großvater niedergelassen hatte, ist er in kulturferner Wildnis emporgewachsen. Den Großvater hatten Indianer ermordet, der Vater führte bei seinem wild-rauhem Wesen ein ruheloses Dasein. Er konnte nicht lesen und schreiben. Aber Lincolns Mutter erhob sich an Geist und Bildung weit über die Verhältnisse des rauhen Farmerlebens. Ihr und seiner Stiefmutter, Sarah Johnston, verdankt Lincoln die ersten Anleitungen zu den Elementen des Wissens. Nur ein halbes Jahr im ganzen hat er Schulen dürftigster Art besucht. Als er schon 16 Jahre war, konnte er nur notdürftig lesen, schreiben und etwas rechnen. „Ich habe meine geringen Kenntnisse von Zeit zu Zeit unter dem Zwange der Notwendigkeit zusammengelesen.“ behauptet er von sich selbst. Und doch ist er einer der großen politischen Schriftsteller der Welt geworden. Seine in 10 Bänden gesammelten Werke sind eine Schatzkammer staatlicher Ideen von höchster Klarheit. Die durchdringende praktische Klugheit hat ihm auch die Macht der ebelgeformten, hinreichenden, überzeugenden Rede verliehen. An seiner geistigen Bildung hat er lebenslang gearbeitet. Die Bibel, die Fabeln des Aesop und die unergleichliche mythische „Pilgerfahrt“ von Bunyan sind die Nahrung seiner Jugend gewesen. Kein Buch hat ihn so tief ergriffen, wie ein Leben Washingtons, in das sich die Seele des werdenden Staatsmannes versenkte. Ein leidenschaftlicher Leser blieb er; Shalepeare war ihm — wie unserem Bismarck — das eigentliche Lebensbuch.

Nach mannigfaltigen Lebenswandelungen wird Lincoln Rechtsanwalt. Geschäftsstände führt ihn diesem Beruf in reichem Maße zu. In ihm erwirbt er sich durch Arbeit und Redlichkeit das Vertrauen seines Heimatstaates. Er wird ins Repräsentantenhaus gewählt, für ihn die Vorstufe zur Präsidentschaft (seit 1860). In dieser Stellung erlebt Lincoln den Ausbruch des furchtbaren Bürgerkrieges zwischen dem agrarischen Norden und den industriellen Handelsstaaten des Südens, den sogenannten Sezessionskrieg. Eine Nebenerscheinung dieses auf tiefen wirtschaftlichen Gegensätzen beruhenden Krieges war es, daß die Sklavenfrage für Amerika zur Entscheidung kam. Raschvoll, bedächtig vorgehend, aber entschieden trat Lincoln für die Aufhebung der Sklaverei ein.

Der Krieg hatte die militärischen Kräfte und die starken Führertalente erst erzogen. Der Sieg war schließlich das Werk eines Grant, vor allem Shermans und Sheridans. Aber damit war die große Frage nicht entschieden, wie die Einheit der Union zu sichern sei. Diese Aufgabe erlankt und ihre Bewältigung vorbereitet zu haben, ist Lincolns Verdienst. Im Jahre 1864 war er mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt worden. Seinem klaren, bestimmten Wesen, seinem persönlichen Geist und seinem Willen vertraute die Nation die große Aufgabe an. Es galt, die Versöhnung mit dem Süden durchzuführen, obwohl man ihm ein so wesentliches Mittel seiner wirtschaftlichen Macht wie den Sklaven-

besitz entzog. Es galt aber nicht minder, die extremen Bestrebungen im Norden der Union einzudämmen. Neigungen zu einer verhängnisvollen Politik der Rache am Süden waren keineswegs selten. Mit Ernst mahnenden, tiefen und ergreifenden Worten hatte Lincoln in seiner letzten Botschaft zum Frieden geredet. Ihm zur Seite stand der Feldherr des Nordens, Grant. Der Friede kam, der große Führer des Südens, General Lee, kapitulierte. Lincolns eigentliches Werk konnte jetzt erst beginnen. Da bewaffnete der leidenschaftliche Fanatismus des unterlegenen Südens die Hand des Mörders. Fünf Tage nach der Kapitulation Lees (9. April) erschoss ein Bruder des damals berühmten Schauspielers Booth den Präsidenten im Nordtheater zu Washington. Es war die Tat einer größeren Verschwörung. Ein Mitverschworener verlegte den Staatssekretär Seward und seinen Sohn schwer, auch Stanton und Grant sollten ermordet werden. „Sic semper tyrannis. Der Süden ist gerächt!“ hatte der Mörder dem Publikum zugerufen.

Die Tat bewirkte das Gegenteil ihrer Absicht. Man fühlte die Notwendigkeit eines Mannes, wie Lincoln. Seine kluge und maßhaltende Tatkraft war nicht zu entbehren. Dem Toten galt die Teilnahme der ganzen Nation. Sein hoher Gerechtigkeitsinn hatte ihn für die Nation zum weithin leuchtenden sittlichen Vorbild erhoben. Mit Moses, der vom Berge das gelobte Land sah, das er selbst nicht betreten sollte, verglich man Lincoln. Es mag fühnere, umfassendere Geister in der Geschichte der Union gegeben haben; sittlich höher als dieser lautere und reine Charakter steht niemand. Nächst Washington gilt ihm mit Recht die dankbare und tiefe Verehrung der Nation. Die Einheit der Union, die Washington begründet hatte, ist von Lincoln in der schwersten Krise, die sie je erlebt hat, gerettet worden. Was Amerika heute als geschichtlich-sittliche Lebenswerte in sich birgt, verdankt es nächst Washington dem großen, edlen, reinen Charakter dieses tapferen und klugen Mannes.

Was unseren Mädchen von 12 — 20 Jahren not tut.

Von Direktor Brademann, Siehen.

Die gesamte moderne Bewegung zur Erhaltung unserer Jugend leidet an dem Uebelstande, daß für die weibliche Jugend so gut wie nichts geschieht und alles nur den Knaben und Jünglingen zugute kommt. Wohl wird nie vergessen, darauf hinzuweisen, daß auch für die Mädchen etwas geschehen muß, aber alles bleibt meist nur graue Theorie und praktisch geschieht wenig oder gar nichts. Als Mitglied des Bezirksausschusses des Jungdeutschlandbundes für Siehen-Stadt halte ich es für meine ganz besondere Aufgabe, auf diesen Mangel hinzuweisen und gleichzeitig einen Vorschlag zu machen, was vielleicht geschehen könnte.

Zunächst muß betont werden, daß den Mädchen, jüngeren und älteren, natürlich andere Veranstaltungen geboten werden müssen wie den Knaben. Neben der rein körperlichen Erhaltung sind noch andere Punkte der Ausbildung zu pflegen, auf die ich hier zunächst eingehen möchte. Da wäre vor allem die soziale Ausbildung zu nennen und alles, was mit ihr zusammenhängt. Sie kann theoretisch und praktisch betrieben werden. Theoretisch, indem die jungen Mädchen durch eine Reihe von Vorträgen, die mit einem möglichst reichen Lichtbildmaterial ausgestattet sind, mit der Materie bekannt gemacht werden. Zu behandeln wären Themen wie: die Lebensbedingungen und das Wohnwesen der mit der Hand arbeitenden Bevölkerung in Stadt und Land, unter Hinweis auf die moderne Hygiene, — Gesundheitspflege, — Geldwirtschaft, — Sparkassen- und Bankwesen, — Einführungen in die Grundzüge der Vermögensverwaltung, der Invaliditäts- und Altersversicherung, sowie Privatversicherung, — ferner: Allgemeines über Wohlfahrtsbestrebungen, Krankenspflege, Einführung in die Staatsbürgerkunde und das Rechtswesen, soweit es für das tägliche Leben von Bedeutung ist. Praktisch wären dann diese Fragen zu behandeln durch gemeinschaftlichen Besuch von industriellen Anlagen, Krankenhäusern, Wohlfahrtsanstalten, Arbeiterkolonien; ferner durch Betätigung in Kindergärten (Volksgärten), Veranstaltung von Weihnachtsbescherungen, ohne jede gesellschaftliche Aufmachung natürlich. Außerdem müssen die Mädchen Anleitung erhalten für das Verhalten auf Reisen.

Wie all diese zahlreichen Aufgaben nun tatsächlich zu lösen sind, dafür bringt „das Pfadfinderbuch für junge Mädchen“ von Eise von Hopfgarten sehr annehmbare Vorschläge. Ich möchte jedoch, bevor ich darauf eingehe, ausdrücklich bemerken, daß es ganz gleichgültig ist, ob man die zur Erreichung des Zieles unbedingt notwendige Organisation nun Pfadfinder oder sonstige nennt. Es kommt lediglich auf die Sache an, nicht auf den Namen. J. D. könnten ja auch in einer Schule diese ganzen Reformbestrebungen im Lehrplan einbezogen sein.

Die Arbeit ist in Winter- und Sommerarbeit zu teilen. Die oben erwähnte theoretische Ausbildung ist im Winter, besonders bei schlechtem Wetter auf Unterhaltungsabenden und nachmittagen vorzunehmen, an die sich jedesmal ein geistiges Zusammensein schließt. Natürlich alles mit Maß! Das oben angeordnete Pensum ist langsam und stufenweise darzubieten und kann über mehrere Winter verteilt werden. Denn wenn ich die, ich will sagen, geistige Ausbildung zuerst in den Kreis meiner Betrachtungen zog, so geschah das nur, um das fast noch nirgends Erwähnte vorwegzu-

nehmen. Die Hauptsache bleibt auch bei den Mädchen die körperliche Erleichterung, die Kräftigung und Stählung des durch Schule und Erwerbsleben geschwächten weiblichen Körpers für den Beruf der Mütter. Neben dem heute schon allenthalben betriebenen Wandern und allen Arten von Sport möchte ich vor allem auf die segensreichen Folgen des Gartenbaus hinweisen, die in einer der letzten Nummern der Siegener Familienblätter von Frau Ulls Pfälzer, hier, eingehender besprochen und beurteilt wurden.

Auch die Hauswirtschaft ist zu pflegen und zwar ebenso wie die oben erwähnte Betätigung in der Wohltätigkeit, Kindergarten u. a. möglichst im Anschluß an schon bestehende Einrichtungen wie Kochschulen. Es darf nicht das Bestreben sein, selbst alles Mögliche Neue ins Leben zu rufen, — die Mittel würden ja wohl auch sehr bald fehlen! —, sondern vielmehr sich möglichst eng an das Bestehende anzuschließen. Damit ist wiederum beiden Teilen genügt. Die Mädchen erhalten eine wirklich gute, langjährig erprobte Unterweisung, und die betreffenden Institute erweitern ihren Wirkungskreis um ein ganz Bedeutendes und können so immer mehr dem Ideal ihres Zweckes, der Allgemeinheit Segen zu bringen, näher kommen.

Ich wollte hiermit einige Vorschläge bringen, wie zur Erleichterung unserer jungen Mädchen beigetragen werden kann. Die ganze Frage, wodurch hier zu helfen ist, ist zu wichtig, als daß sie nicht endlich einmal gründlich erörtert werden müßte. Die Güte der bestehenden Einrichtungen soll dabei in keiner Weise bestritten werden; es darf nur nicht verkannt werden, daß es eine allgemeine und weit umfassende Jugendpflege für junge Mädchen bis heute leider noch nicht gibt.

Vermischtes.

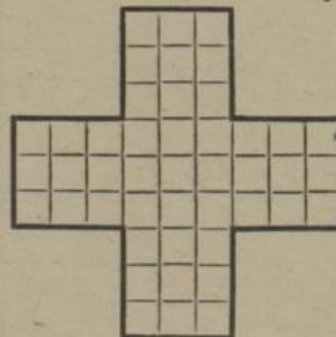
* **Zeppelins „erster Aufstieg“.** Eine kleine Erinnerung an den Grafen Zeppelin erzählt ein alter Marineoffizier im „Tempo“: Es war im Jahre 1864, als die französische Korvette „Lisiphone“, die längere Zeit im Hafen von New York gewesen hatte, nach Baltimore abging. Kurz vor der Abfahrt kam plötzlich noch ein Passagier an Bord, ein junger Mann von etwa 25 Jahren, der mit nach Baltimore wollte. Da Kriegsschiffe niemals Passagiere aufnehmen, so handelte es sich hier um eine besondere Vergünstigung, und der neue Ankömmling wurde auch von dem Kapitän mit besonderer Hochachtung begrüßt. Er speiste dann mit dem Kapitän zu Abend, und es war bereits spät, als er sich zu den Offizieren des Schiffes gesellte. Es war ein lustiger junger Herr, der sogleich Leben in die Gesellschaft brachte und um die Erlaubnis bat, den französischen Seeleuten einen guten Tropfen Rheinwein vorsetzen zu dürfen, den er in seinem Koffer mit sich führte. Zwölf Flaschen wurden auf den Tisch gestellt, und bald war man sehr guter Stimmung. Die Offiziere aber hatten während der Nacht ihren Dienst zu tun; der eine nach dem andern entfernte sich, und so blieben schließlich nur noch der Passagier und ein junger Seeladent beieinander, den die Pflicht nicht abberief. Sie tranken und plauderten die ganze Nacht zusammen, und als die letzte Flasche geleert war, unternahmen sie einen Spaziergang durch das Schiff, der schließlich auf der höchsten Stange des Vorsegels hoch oben auf der Spitze des Mastmastes endete. Dies Kletterkunststück war ein Beweis, daß sie beide noch fest auf den Beinen waren. Für den Seeladenten bedeutete die Sache übrigens nichts Besonderes, denn das Wetter war schön und das Meer ruhig. Eine desto erstaunlichere Leistung war es für den Passagier. Denn er gestand seinem Kameraden, daß er als Kavallerieoffizier niemals vorher Gelegenheit gehabt hatte, einen Mastbaum zu erklimmen, daß dies sein erster „Aufstieg“ in so lustige Sphären war. Das lächne Stücken, das er bei dem unerschrockenen Mittelkletter vollbracht hatte, sicherte ihm die lebhafteste Sympathie des Seeladenten, die er sich auch fernerhin für seinen Klettergenossen bewahrte. Der Passagier der „Lisiphone“ gab dem andern keine Visitenkarte, auf der die Worte standen: „Graf Zeppelin, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Bayern“. Der Graf besand sich damals auf seiner Reise, um an dem amerikanischen Sezessionskriege teilzunehmen, und er hatte die Gastfreundschaft des französischen Schiffes in Anspruch genommen, um dem Kriegsschauplatz möglichst rasch näher zu kommen. Der Seeladent, der diesem „ersten Aufstieg“ Zeppelins beiwohnte, wurde später Fregattenkapitän und Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften.

* **Merkwürdige Wirkungen des Granatfeuers.** Ueber die seltsamen Wirkungen, die die furchtbaren Explosionen des modernen Granatfeuers auf die Nerven haben können, handelt ein Aufsatz der englischen medizinischen Zeitschrift The Lancet. „Die Geräusche der modernen Schlacht sind so mannigfaltig und merkwürdig, so verschieden in Ton und Stärke die Explosionen der verschiedenen Geschosse, so neu und furchtbar die dadurch hervorgerufenen Körperverletzungen, daß die psychologischen und physiologischen Wirkungen des großen Krieges die Gelehrten auf Jahre hin beschäftigen werden. Ganz unglaublich ist es, aber durch verschiedene Beispiele gut belegt, daß manche Leute ein aufregendes Vergnügen daran finden, im Auto immer wieder die Feuerzone aufzusuchen. Auf diese Männer und Frauen wirkt der Granatenregen etwa wie auf einen Morphiumisten das Morphium.

Je mehr sie davon bekommen, desto mehr wollen sie haben. Ohne daß ein besonderer Anlaß vorliegt oder ein Zwang für sie besteht, fühlen sie sich mit einer krankhaften Begier zu Stellen hingezogen, auf denen Schrapnell in jedem Quadratmeter Luft zu explodieren scheinen. Man beobachtet sie, wie sie in höchster Aufregung hin und hergehen oder fahren mitten unter den explodierenden Geschossen und einströmenden Mauern. Es ist bekannt, daß Arbeiter, die auf Werken oder in Stahlwerken beschäftigt sind, ebenso wie Eisenbahner, allmählich taub gegen bestimmte Geräusche werden; sie haben sich an den monotonen Lärm, besonders wenn er ununterbrochen anhält, so gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr hören. Diejenigen Enden ihres Gehörnervenapparates, die Tönen von einer bestimmten Höhe antworten, sind überreizt und in ihrer Funktion gestört. Der Kanonendonner verursacht dieselben Störungen, die jedoch leichter wieder vorübergehen. Es erhebt sich die Frage, ob mit den Gehörnerven dann eine organische Veränderung vorgeht. Jedenfalls sind die physischen Wirkungen des Granatfeuers auf verschiedene Individuen so stark gewesen, daß einige Fälle von unversehrten Männern vorkamen, die Formen von Taubheit, Taubstummheit und sogar Taubstummheit verbunden mit Blindheit aufwies. Diese Erscheinungen waren mehr oder weniger vorübergehend. Weniger deutlich als die Wirkungen auf das Gesicht und Gehör sind die Einflüsse des Granatfeuers auf Geschmack und Geruch. Fälle, in denen die beiden letzteren Sinne durch das Granatfeuer eine Störung erlitten, sind noch nicht deutlich und einwandfrei festgestellt worden.“

* **Höfliche Feinde.** Unter diesem Titel bringt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Union, deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) folgende interessante historische Erinnerung. Man hat die Schlacht bei Fontenoy, in der der Marschall Moritz von Sachsen am 11. Mai 1745 die Engländer besiegte, nicht mit Unrecht die „letzte Schlacht der Kavaliere“ genannt, denn wohl in keinem späteren Treffen haben die Gegner einander höflicher behandelt, als während dieser blutigen Schlacht, die Frankreichs Vorherrschaft in Europa gegenüber England behauptete. Als die französischen und Schweizer Garden im Walde von Fontenoy auf das in Schlachtordnung aufgestellte englische Heer stießen, machten sie fünfzig Schritte vor der feindlichen Gefechtslinie halt; da nahmen die Engländer Gewehr bei Fuß, ihre Offiziere traten vor und grüßten die Franzosen, indem sie die Hand an den Hut legten. Auf französischer Seite erwiderten der Graf v. Chabannes und der Herzog v. Biron, die ebenfalls ihre Reihem verlassen hatten, diesen Gruß. Nach der gegenseitigen Begrüßung, die ebenso gut während einer Parade hätte stattfinden können, ging Lord Charles Hoy, Kapitän in der englischen Garde, auf die französischen Offiziere zu und sagte: „Schließen Sie, meine Herren von der französischen und Schweizer Garde!“ Nach diesen Worten trat der Gardeleutnant Graf v. Hautroche ebenfalls vier Schritte vor, verneigte sich und rief mit lauter Stimme: „Wir schießen nicht zuerst, meine Herren. Beginnen Sie selbst, wenn ich bitten darf!“ Nachdem der Graf in so bescheidener Weise den Feinden den Vorrang eingeräumt hatte, setzte er seinen Hut wieder auf, den er, während er sprach, abgenommen hatte, grüßte ebenso verbindlich und trat wieder in seine Reihe zurück. Wenige Minuten später donnerten die Kanonen und die Schlacht begann.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a a a a, c c, d d d, e e e, g g, h h h, i k k, l l, n n, o o, r r, s s s s s, t t, u u, w derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

- 1. Mägliches Tier.
 - 2. Spartanischen König.
 - 3. Industrielles Unternehmen.
- (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Reise, Reihe, Reize, reite.